

Hermann Kesten-Preis des deutschen PEN-Zentrums, 16.11.2003 in Darmstadt

Laudatio von Dirk Sager

„Wir leben in finsternen Zeiten.“ Sie schreibt die Worte nicht als Zitat, sondern als Feststellung. Und sie bittet nicht um die Nachsicht der Nachgeborenen. Sie will heute, dass die Verbrechen nicht unbemerkt bleiben, sie will heute Hilfe für die Leidenden.

Sie fordert auf zu verstehen, was sich vollzieht im neuen Russland, dem so viele Segnungen des Westens zuteil werden. Sie lehrt zu bedenken die Mit-verantwortung. Anna Politkovskaja schreibt: „Die Welt, der Westen, die internationale Gemeinschaft haben sich zurückgezogen, erlauben unserer Regierung, in Tschetschenien alles zu tun, was sie will und tolerieren gleichzeitig die offizielle Lüge und Demagogie.“ Deutlicher kann eine Anklage nicht sein - sie wirft Steine in das geschmeidige Räderwerk der internationalen Beziehungen, der Reigen der herzlichen und überherzlichen Begegnungen, für das das ferne Tschetschenien nur ein entlegener Nebenschauplatz ist, bewohnt von Menschen, die so richtig zum abendländischen Kulturkreis nicht gehören.

Tschetschenien – die kleine geschundene Region am nördlichen Kaukasus. Wer auf offiziellem politischen Parkett den Namen nennt, gilt schnell als Störenfried. Es ginge um Höheres, wird schnell entgegnet, die Geschlossenheit der „Allianz gegen den Terror“ oder um die konstruktiven Fügungen der bilateralen Beziehungen oder um die Unterstützung eines Präsidenten in Moskau, der ein neues demokratisches Russland wolle. Anna Politkovskaja will Störenfried sein.

Sie ist keine Cassandra, die düster prophezeit. Sie beschreibt, was sie sieht. Gerade für Tschetschenien gilt der Satz, dass man nur weiß, was man gesehen hat. Die Rolle der Cassandra fällt einem anderen zu.

Es war an einem Tag im Dezember 1994. Dunkle Wolken hingen tief über der tschetschenischen Hauptstadt Grosny. Vor dem Eingang des Präsidentenpalastes stand ein gebeugter, zerbrechlich wirkender Mann. Wie der Seher in der griechischen Tragödie hob er seine leise Stimme: „Dieser Krieg bringt ein großes Unglück über Tschetschenien“, sagte er und fuhr fort: „Der Krieg wird auch großes Unglück über Russland bringen.“ So sprach Sergej Kowaljow, den man üblicherweise einen Menschenrechtler nennt, weil er seinen Mut zur Wahrheit schon in Sowjetzeiten unter Beweis gestellt hat, und deswegen mit zwölf Jahren Zwangsarbeit im Lager bestraft wurde.

Die Wolken am Himmel über Grosny brachten den Schnee. Und der Schnee brachte den Tod. Zu Tausenden starben die russischen Soldaten im Sturm auf Grosny. Der damalige Verteidigungsminister Gratschow fand die trostreichen Worte, es

mache ihn stolz, wenn er sehe, dass seine achtzehnjährigen Wehrpflichtigen mit einem Lächeln auf den Zügen für Russland sterben würden. Da konnte man ahnen, dass Sergej Kowaljow recht behalten würde. Doch war das ganze Ausmaß des Unheils in jenen Tagen des Winterkrieges noch nicht zu erfassen. Das ist erst in den letzten Jahren deutlich geworden.

Die Lüge in Zeiten des Krieges – im Vorfeld, während des Krieges und danach – das Phänomen ist vertraut. Das abstoßende Handwerk, mit Zynismus betrieben, findet immer wieder neue Meister. In diesem Fall beeindruckt nicht die Kunstfertigkeit des Propagandagespinstes, sondern die Konsequenz, mit der das Bild der Wirklichkeit verhüllt und die Wahrheit im Land erstickt wird.

Ich will den Blick zu weit zurück nicht wenden. Doch jede Geschichte hat ihre Vorgeschichte. In diesem Fall lehrt sie, weshalb Tschetschenen sich schwer tun, ihr Land als einen Teil Russlands zu verstehen.

Die Vorgeschichte beginnt, als ein rückwärts gewandtes, russisches Imperium, das nicht einmal das eigene Volk in die Moderne zu führen in der Lage war, in grausamen Kriegszügen die Völker des nördlichen Kaukasus unterwarf. Später die Sowjetunion Stalins, der Terror, der schließlich im Kaukasus darin mündete, dass im Februar 1944 alle Tschetschenen über Nacht in Güterzügen in die Steppen Kasachstans verschleppt wurden. In der eigenen Sprache zu sprechen, wurde verboten. Wie viele umkamen? Die Zahl 200.000 wird genannt – diese Statistiken des Schreckens, hinter deren Zahlenwerken sich Leid und Unglück von Menschen und Familien verbergen.

Sie kamen nach 15 Jahren zurück in ihre Heimat und fingen von vorne an. Wer Anfang der neunziger Jahre die noch unzerstörte Welt ihrer Dörfer erlebt hat, mochte das Wort von den wilden und kulturlosen Bergbewohnern nicht gelten lassen. So konnte es nicht verwundern, dass die Tschetschenen – als Jelzin im Wahlkampf 1991 durchs Land zog und die Völker Russlands aufforderte, soviel Souveränität zu fassen, wie sie packen könnten – sich für den Weg in die Unabhängigkeit entschieden.

Dann begann das große Unglück für Tschetschenien und Russland. Es war der 26. November 1994. Da rollten 19 Panzer in der tschetschenischen Hauptstadt Grosny ein. Das sei, sagte man in Moskau, die Speerspitze der tschetschenischen Opposition, die dem damaligen Präsidenten Dudaev stürzen wollte. Doch in Wirklichkeit hatte jeder Panzer eine russische Besatzung. Den russischen Soldaten hatte man gesagt, sie würden von jubelnden Tschetschenen in Grosny begrüßt werden, stattdessen stießen sie auf heftige Gegenwehr. Nur wenige der Soldaten überlebten und konnten erzählen, wie schmachlich sie belogen worden waren. Seitdem kein Ende des Grauens, kein Ende der Lüge. Im Gegenteil.

Die Lüge, das war damals eine durchsichtige Verschleierungstaktik, mit der tumbe Generäle und eine moralisch und politisch taumelnde Führung in Moskau ihre Fehler und Fehlentscheidungen bemäntelten. Es gelang ihnen nicht die Wirklichkeit zu verbergen – weder vor den Menschen in Russland, noch vor der Öffentlichkeit der Welt. Denn vergleichsweise war sie liberal, sie gestattete in- und ausländischen Journalisten sich frei zu bewegen im Kriegsgebiet. Die russi-sche Öffentlichkeit war voller Abscheu angesichts dessen, was berichtet wurde.

Im zweiten Tschetschenienkrieg, mit dem Präsident Putins Aufstieg an die Spitze des Staates begann, hatte die Lüge System. Die patriotisch stimmende Kulisse des Kriegs wurde integraler Part seines Wahlkampfes – da konnten die Bringer der Wahrheit nur stören. Zu dem System gehörte es, dass unabhängige kritische Fernsehsender geschlossen wurden. Ausländische Journalisten wurden nur in kontrollierten Gruppenreisen in das Gebiet gelassen. Das gilt bis heute. Wer sich heimlich dort umsieht, läuft Gefahr, von der Armee, vom Geheimdienst, von den Truppen des Innenministeriums festgenommen und abtransportiert zu werden. Von den denkbaren Varianten gelegentlich einer solchen Festnahme ist dies die erträglichste. Denn das Geschehen am Kaukasus hat zu einer unbeschreiblichen Verrohung derer geführt, die dort Waffen tragen.

So muss man sich Anna Politkovskaja bei ihrer Arbeit vorstellen. Sie reist in die Dörfer, dorthin, wo bei nächtlichen Säuberungen russischer Truppen Männer verschwanden, bei bewaffneten Überfällen nicht einmal Kinder geschont wurden. Sie steht vor Massengräbern und geheimen Gefängnissen der Truppe.

Sie notiert das Unglück der Menschen im Land. Aber sie ist selbst eine Gejagte, weil sie von einem anderen Tschetschenien schreibt, als es Präsident Putin seinen Landsleuten und auch den Staatsmännern der westlichen Welt erklärt. Es ist das Tschetschenien einer entrechteten Bevölkerung, in dem keiner sicher ist vor den Übergriffen, vor den Folterungen und Morden der Besatzer. Es ist das Tschetschenien der weinenden Frauen, die ihre Männer verloren haben und ihre Kinder nicht schützen können. Es ist das namenlose Elend eines kleinen Volkes, das der mit Pathos verkündeten „Allianz gegen den Terror“ den letzten Schutz-schild nahm – die kritische Aufmerksamkeit des Westens. Und in all dem gibt sie nicht auf. Sondern sie fährt immer wieder hinunter, um Zeugnis abzulegen von dem, was sie sieht. Und es ist nicht die geringste Last, immer wieder in die Gesichter der gequälten Menschen zu sehen, denen sie wirkliche Hilfe nicht bringen kann. Sie nimmt es auf sich, vielleicht auch ein Opfer zu werden.

Einmal wurde ihr in Moskau eine öffentliche Rolle zuteil. Als tschetschenische Geiselnnehmer das Operettentheater besetzten, riefen die Tschetschenen sie an, Vermittler zu sein. Dabei hatte sie an ihrer Kritik an den Guerilla-Kriegern, an der Brutalität der tschetschenischen Widerstandsgruppen nie einen Zweifel gelassen. Vielleicht hätte sie in jener Nacht etwas erreichen können. Aber die Staatsführung war längst entschlossen ihre Macht zu demonstrieren.

So wird sie auch Zeugin des russischen Unglücks. Einem Land, in dem vom Staat kontrollierte Massenmedien die Bürger in die Irre führen, das sich zu begnügen lernt mit den offiziellen Informationen, in dem der öffentliche Diskurs gesteuert ist, in dem politische Apathie und Teilnahmslosigkeit umgeht, so dass nicht einmal die Opfer in den eigenen Reihen öffentlich beklagt werden. Die jungen russischen Soldaten, die begleitet von den Ängsten der Mütter dorthin gesandt werden, und von denen viele als „Ladung 2000“, wie es im Militärjargon heißt, heimkommen.

Als Schlüsselinstrument für die Steuerung der „gelenkten Demokratie“ Putins haben sich die überregionalen Fernsehsender erwiesen. Immer noch unterscheiden sie sich im Gradmaß der Abweichung von der gewünschten Linie. Aber so kritische Diskussionen wie nach der „Kursk“-Katastrophe oder nach der Tragödie im Operettentheater kann es heute im Fernsehen nicht mehr geben. Allein in Zeitungen lässt sich Kritik am Kreml oder gar Empörung noch artikulieren. Die großen Zeitungen aber dringen heute über die Grenzen Moskaus kaum mehr hinaus.

Anna Politkovskaja arbeitet für eine kleine Zeitung in Moskau. Die „Nowaja Gassetta“. Es ist – der Betonung bedarf es nicht – eine mutige Zeitung. Ihr Chefredakteur Dimitrij Muratow sagte mir einmal, dass die Obrigkeit viele Gründe hätte die Zeitung zu schließen. Aber was bedeute das schon, vielleicht ein Ende der Karriere. Anna Politkovskaja aber riskiere ihr Leben. Sprechen wir also von einem Russland, das wieder Helden braucht.

Es ist ein Russland, das sich in seiner Geschichte gern an Peter den Großen erinnern lässt, aber seine politische Führung verweigert den Blick auf jüngere Vergangenheit. Schnellfertige Formeln von „dunklen Jahren“. Keine konkreten Fragen nach den Tätern und den Opfern und wie alles gekommen ist. Die Institution KGB als Instrument des Terrors lebte fort unter einem neuen Kürzel. Einer der ihren ist Präsident geworden und hat viele alte Kollegen in die Ämter geholt. Er weiß in Reden sogar die großen Verdienste des Hauses an der Lubjanka zu rühmen. Die Armee ihrerseits macht keine Anstalten sich aus ihrer sowjetischen Tradition zu lösen und Teil einer demokratischen Gesellschaft zu werden.

Anna Politkovskaja schreibt nicht nur das Unglück der Tschetschenen. Sie wehrt sich auch gegen das russische Unglück - die Entgleisung der jungen russischen Demokratie. Annas mutige Stimme lässt uns das andere Russland hören.